

Zeitschrift: Verhandlungen des Schweizerischen Armenerziehervereins
Herausgeber: Schweizerischer Armenerzieherverein
Band: 26 (1907)

Artikel: Die heutigen sozialen Verhältnisse und deren Ursachen
Autor: Gehring
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-805724>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die heutigen sozialen Verhältnisse und deren Ursachen.

Referat von Herrn **Gehring**, Waisenvater in Glarus.

Keine Ursache ohne Wirkung, keine Wirkung ohne Ursache. Diese Wechselwirkung zeigt sich nicht nur in der Natur und deren Gesetzen, sie offenbart sich im Leben des Einzelnen, im gesellschaftlichen Leben, im Leben der Völker. Überall, wo wir hinschauen, ein Wachsen und Werden, ein Absterben, Vergehen; nirgends ist Stillstand, überall ist Leben, Entwicklung. Die heutigen sozialen Zustände schildern, ist im eigentlichen Sinne des Wortes gar nicht möglich, das wäre nur der Photograph imstande, wenn er diesbezügliche Verhältnisse auf der lichtempfindlichen Platte festhalten könnte. Während der Arbeit, unter den Händen gleichsam, verändert sich das Bild. Was gestern noch freundlich uns anlachte, ist heute zum Zerrbild geworden und umgekehrt, was gestern düster und grau uns erschienen, hat sich über Nacht aufgehellt.

Daß der persönliche Standpunkt bei der Beurteilung solcher Verhältnisse eine große Rolle spielt, ist wohl selbstverständlich, daß die Weltanschauung, unter deren Gesichtspunkte man solche Verhältnisse stellt, das Urteil über diese wesentlich beeinflusst, wird niemand bestreiten wollen, daß die Haß- und Parteibrille nicht anders sieht als diejenige des wahren Menschenfreundes, wird kaum jemand bezweifeln können. — Meine Weltanschauung ist die christliche, mein Standpunkt daher ein gegebener. Gut ist gut, woher es auch kommen mag. Von diesem Gesichtspunkte aus will meine Arbeit beurteilt sein. — Daß der Rahmen, welcher derselben angewiesen ist, keine erschöpfende Arbeit ermöglicht, braucht wohl nicht besonders betont zu werden. Was Bücher nicht vermögen, wie sollte dies in einen kurzen Vortrag hineingepreßt werden können! Doch zur Sache.

Dampf und Elektrizität einerseits, menschlicher Forschungstrieb und Kapital andererseits — erstere gleichsam als Samenkorn, letztere als treibende Kräfte — sind es, die den heutigen sozialen Zuständen den Stempel aufgedrückt haben. Durch sie fand eine Umwälzung auf wirtschaftlichem Gebiete statt, wie wohl keine Zeit eine größere aufweist. Versetzen wir uns im Geiste in jene Zeit, wo ein Onkel von mir, noch sechzig und mehr Tage auf schwankem Fahrzeug zubringen mußte, um in der neuen Welt sein Glück zu versuchen und halten wir daneben die Luxuszüge, die Kolosse von Dampfern, die uns in einer Woche dieselben Strecken durchheilen lassen; stellen wir das Spinnrad der Mutter neben die moderne Spinnmaschine, oder vergegenwärtigen wir uns den Webkeller des alten Dorfwebers und treten wir hernach in den Websaal einer heutigen Weberei, wo es dem Uneingeweihten in den Ohren gellt, als wenn die Hölle los wäre, so werden wir erkennen, es ist anders, viel anderes geworden. Wenn früher ein ungetreuer Buchhalter seine Schande in einem fernen Lande durch ein neues Leben gut machen wollte, so konnte ihm keine Polizei mehr etwas anhaben, wenn er die Landesmark seiner Heimat überschritten hatte. Heute klopft ihm beim Betreten des fernsten Erdteiles der Detektiv auf die Schulter und nimmt ihn in fürsorgliche Obhut: Der elektrische Funke hat seine Schuldigkeit getan. Und hätte man vor hundert Jahren gesagt, es sei möglich, von Zürich aus mit einem Freunde in Glarus mündlich verkehren zu können, so hätte man einen solchen Menschen zum wenigsten ins Burghölzli verbracht, um seinen Geisteszustand zu prüfen, wenn solche Nervenheil- und Versorgungsanstalten damals schon existiert hätten.

Fabrikation und Erleichterung des Verkehrs haben dem Handel gerufen, einem Handel, der keine Entfernungen mehr kennt. Die Zeiten sind längst vorbei, wo die reichen, mächtigen Handelshäuser mit den Erzeugnissen der Hausindustrie die Messen bekannter Handelsstädte besuchten. Die Börse und große, mächtige Warenhäuser, die Wahrzeichen unserer Zeit, sind an deren Stelle getreten.

Aber nicht nur auf dem Gebiete der Industrie, des Handels und Verkehrs haben Umwälzungen stattgefunden. Wie würde der Bauer der guten alten Zeit mit der Drei-

felderwirtschaft staunen, wenn er seinen Hof heute wiedersehen würde. Wo ehemals wogende Kornfelder, heute üppige Wiesen, auf denen Maschinen verschiedenster Art die alten heimeligen Sense und Sichel verdrängt haben. Ich kenne mich nicht mehr aus, würde er wohl sagen, und es wird schon so sein.

Wagen wir einmal einen Gang durch die verschiedenen Entwicklungsstufen der Industrie und schauen wir links und rechts, wie sich so alles gemacht. — Gestützt auf die Errungenschaften menschlichen Forschungsgeistes und Erwerbstriebes, erstand an günstig gelegnem Platz, sagen wir eine Spinnerei, von Wasser oder Dampf getrieben. Die Errichtung einer solchen Anlage erforderte selbstverständlich Kapital, wenn dieselbe noch so bescheiden eingerichtet wurde. Zum Kapital kam das Risiko; denn man wußte nicht, wie's ausfallen werde, das muß man wohl beachten. Zu einem bestimmt vereinbarten Lohn, der natürlich, gerade infolge des Risikos, so nieder als möglich gehalten war, wurden Arbeitskräfte angenommen. Bares Geld, das regelmäßig in Aussicht stand, lockte Viele an. Die Landwirtschaft gab, besonders im Winter, viele entbehrliche Kräfte ab. Andere glaubten, es hier besser zu machen, kurzum, Arbeiter genug, besonders, da man weibliche Kräfte ebenfalls gut brauchen konnte. Jedermann war sich an lange Arbeitszeit gewöhnt, man wußte noch nichts von einem Normalarbeitstag, also arbeitete man 13, 14 Stunden und noch mehr und dachte gar nichts anderes dabei. Das Geschäft ging gut, war vollauf beschäftigt, alles war zufrieden. Der Zahltag brachte bares Geld in die Familie, in die Wirtschaft, wo ja doch alles seinen geregelten Gang ging, indem nur die entbehrlichen Familienglieder die Fabrik besuchten. Man konnte sich manches erlauben, manches anschaffen, das man längst nötig gehabt hatte.

Der Fabrikant war auch zufrieden. Der Absatz für die Produkte war ein guter, die Preise für dieselben verhältnismäßig hohe. Wenn er die Erzeugnisse der Fabrik noch ziemlich billiger abgab, als wie sie bisher im Preise waren, so verdiente er doch noch so viel, daß er in wenig Jahren zum reichen Mann wurde, wozu die Einfachheit und Sparsamkeit dieser ersten Fabrikanten allerdings nicht wenig beitrug. Aus dieser ersten Zeit datieren auch im

Glarnerland die großen Vermögen. Wie einfach mancherorts alles begleitet wurde in damaliger Zeit, erfuhr ich erst kürzlich. Ein Bekannter, der in jene Verhältnisse gut eingeweiht war, erzählte mir, wie der Chef eines Hauses eines Abends ganz aufgereggt nach Hause gekommen sei, so daß dessen Frau ihn besorgt fragte, ob sich etwas Besonderes im Geschäft ereignet habe. Denke dir, gab er zur Antwort, wir haben heute die Jahresrechnung abgeschlossen und zwar mit 2000 Gulden Reingewinn. Bei einem Glase gewöhnlichen Landweines und dem landesüblichen „G'raucheten“ wurde das große Ereignis im Kreise der Beteiligten gefeiert. Die Jahresabschlüsse wiesen bald andere Ergebnisse auf, die Lebensweise blieb dieselbe.

In dieser Zeit, wo die Fabrikanten vielfach vom einfachen Arbeiter sich emporgeschwungen hatten, war das Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitern meistens ein gutes, wozu gerade die einfache Lebensweise der erstern, sowie ein richtiges Verständnis der Arbeit, gewiß nicht wenig beitrugen. — Das ist die schöne Seite der Medaille, die Kehrseite sieht anders aus.

Das Geschäft rentierte. Bestellungen waren in Hülle und Fülle da. Es wurde gebaut und wieder gebaut, ähnlich wie heute in der Hotelindustrie. Andere, die vielleicht anfänglich den Mut nicht hatten, wurden durch die Erfolge ebenfalls zum Bauen angeregt. Zu der einen Industrie gesellten sich andere, eines rief dem andern, bis schließlich infolge des Mißverhältnisses zwischen Absatz und Produktion ein Stillstand eintrat. Wer litt zuerst darunter? Der Arbeiter. Entweder mußte billiger gearbeitet werden, oder die Arbeitszeit wurde verkürzt, aber nicht in dem Sinne, wie man heute gewöhnlich davon redet, daß man bei neun- anstatt zehn- und elfstündiger Arbeitszeit denselben Lohn bezieht, sondern indem in der Woche nicht sechs, sondern z. B. bloß drei Tage gearbeitet und auch nur für drei Lohn bezahlt wurden. Not und Mangel stellten sich ein, denn ein Ersatz für den Lohnausfall war vielorts nicht vorhanden. Auf dem Lande, wo beinahe jede Arbeiterfamilie noch über ein wenig Land verfügt, oder wo, wie im Glarnerlande, viele solcher Familien etliche Ziegen und Weidrecht für dieselben haben, sind solche arbeitslosen Zeiten weniger drückend als

in der Stadt, wo der Arbeiter lediglich auf seinen Lohn angewiesen ist.

Ein großer Fehler, auf den ich hier schon aufmerksam machen möchte, wurde, meiner Ansicht nach, in jener ersten Zeit gemacht und zeitigte seine Folgen bald genug. Daß der Arbeiter vielfach zum bloßen Maschinenteil herabsinkt, wird niemand bestreiten wollen, sehen wir dies doch alle Tage. Herr Fabrikinspektor Dr. Wegmann, dem ich für persönliche Mitteilungen, sowie für Überlassung von einschlägigem Material zu besonderem Danke verpflichtet bin, schreibt in einem seiner letzten Inspektionsberichte: Heute leisten in der Spinnerei drei Arbeiter das Doppelte, was im Jahre 1860 neun Arbeiter; in einer Holzschleiferei leisten heute zwei Mann so viel wie früher bei den alten Maschinen acht Mann; durch Einführung der Zigarettenmaschine, die täglich 22,000 Zigaretten liefert, konnte ein Geschäft seine Arbeiterzahl von 35 auf 11 reduzieren. Gewiß ein sprechender Beweis für das Gesagte. Bei Wahrnehmung dieser Tatsache hätte der Fabrikant dem Arbeiter gegenüber sich ähnlich verhalten sollen, wie gegenüber seinen Maschinen. Das Anlagekapital für dieselben wird verzinst und amortisiert, so daß er in längstens 20 Jahren die alten Maschinen durch neue ersetzen kann, ohne daß jemand dabei zu Schaden kommt. Mir scheint, hätte man diesen Grundsatz auch beim Arbeiter befolgt, so wäre viel Not und Elend verhütet worden und der Fabrikant hätte nicht mehr als seine Schuldigkeit getan, nicht nur sich, sondern auch seinem Arbeiter gegenüber. Was damals versäumt wurde, nimmt heute Behörden, Fabrikanten, Arbeiter, überhaupt die ganze Bevölkerung in Anspruch. Oder sind Gesetze für Versicherung gegen Unfall, Krankheit, Invalidität, Alter, im Grunde etwas anderes als die Amortisation der Maschinen?

War in früherer Zeit der Verkehr zwischen Produzent und Konsument mehr und weniger ein direkter, so ändere sich dieses Verhältnis mit der Einführung der Maschinen von selbst. Der Fabrikant war durch sein Geschäft vollauf in Anspruch genommen. Er produzierte so viel, daß eine eigene Kraft nötig war, das Produzierte an den Mann zu bringen. Der Kaufmann trat in die Lücke. Er war Abnehmer des Fabrikanten, für ihn wurde in erster Hand

fabriziert und er sorgte dann für die nötigen Absatzgebiete. Die zunehmende Konkurrenz führte dazu, diese Absatzgebiete in immer größeren Kreisen anzulegen und heute umfassen sie die ganze Erde.

Möglichst wohlfeil einkaufen und so teuer als möglich verkaufen, ist wohl ein alter Grundsatz und wird heute noch gehandhabt. Wer wollte deswegen einen Stein auf den Kaufmann werfen! Wenn nun aber zwei, drei und noch mehr von derselben Sache leben, ja noch Gewinn machen wollen, so wird diese notwendigerweise verteuert werden und treten noch Preistreibereien, Spekulation und ähnliche Dinge hinzu, hinter denen gar keine reelle Arbeit steckt und darum von vorneherein zu verwerfen sind, so muß man sich nicht wundern, wenn ein allgemeines Mißbehagen gegen solche Erscheinungen Platz gegriffen hat. Wenn ein Spekulant über Nacht zum Millionär wird, wer bezahlt? Wäre es nur dessen Kompagnon, der in der gleich kurzen Zeit zum Bettler werden kann, so hätte das nichts zu bedeuten, aber da sind gewöhnlich weite Kreise, die direkt oder indirekt unter solch unredlichem Geschäftsgebahren zu leiden haben. —

Die zunehmende Konkurrenz rief nicht nur dem Welt-handel, sie zwang auch zu neuen Erfindungen. Um konkurrieren zu können, mußten die Produktionspreise erniedrigt werden können. Da an den Löhnen nicht mehr gerüttelt werden konnte, — die waren schon niedrig genug — mußte man darauf bedacht sein, leistungsfähigere Maschinen herzustellen. Damit ging Hand in Hand die Teilung der Arbeit. Wer jahraus, jahrein denselben Artikel in großen Mengen herstellen kann, wird billiger arbeiten können, als wer seine Maschinen immer wieder für andere Artikel einrichten muß. Auch erlangt natürlich der Arbeiter bei solchem Wechsel nicht die Geschicklichkeit, wie wenn er immer dieselbe Arbeit verrichten kann. Welch gewaltiger Unterschied sich ergibt, wenn bei der Fabrikation alle Vorteile geltend gemacht werden können, mag ein Beispiel zeigen. Nach „Der Großbetrieb“ von Dr. Gerhard v. Schulze stehen in der Spinnindustrie England und die Schweiz in erster Reihe. In der Schweiz bedienen nun ein Spinner und zwei Gehülfen einen Selfaktor mit 1200 Spindeln und erzeugen 850 Pfund Garn in der Woche. In England

besorgen dieselben Arbeitskräfte einen Selfaktor mit 2376 Spindeln und produzieren 2182 Pfund Garn. Der Schweizer Spinner verdient wöchentlich 18 Mark, währenddem sein Kollege in England es auf 38 bringt. Zahlen reden, sagt man. — Was gute Maschinen und tüchtige Arbeiter zu leisten imstande sind, dürften diejenigen, welche in der Stickereibranche orientiert sind, wohl auch wissen. —

Ziehen wir die Konsequenzen. Nur wer bei guten Arbeitskräften über die neuesten, leistungsfähigsten Maschinen verfügt, wird erfolgreich sich behaupten können und wer ist das imstande? Wer in erster Linie die nötigen Mittel besitzt. Die heutigen Aktiengesellschaften, in welche die meisten größern Betriebe umgewandelt werden, sind eine Frucht dieses Wettlaufes. Der Einzelne ist zu schwach, um erfolgreich konkurrieren zu können. Weitere Kreise, von diesem Kampfe herrührend, sind die Vereinigungen von Interessenten, die Kartelle, die Syndikate, die Trust und Ringe. —

Industrie und Handel sind an günstige Verkehrscentren gebunden. Die Folge davon ist eine Reihe von rasch aufblühenden Ortschaften, sind die Großstädte, welche letztere uns vor allem die Licht- und namentlich die Schattenseiten der Maschinenära vor Augen führen. Eine der größten Kalamitäten solch großer Industrieorte ist die Wohnungsnot. Die Klage über teure und ungenügende Wohnungen ist fast in allen größeren Städten eine stereotype. Die Völkerwanderung in die Städte, „der Zug vom Lande in die Stadt“, hatte gleichsam eine Überrumpelung zur Folge, die sich eine Anzahl Spekulanten zu Nutze machten. Der Grund und Boden wurde durch die Spekulation auf unverantwortliche Weise in die Höhe getrieben und eine nächste Folge war, daß, um doch eine möglichst hohe Rendite herauszubringen, in die Höhe gebaut wurde. So entstanden jene Mietkasernen, die Wahrzeichen aller größern Städte. Die hohen Mietpreise riefen einer Übervölkerung, einer Überfüllung der Wohnungen und zeitigten Zustände, wie sie uns Armensekretär Dr. Keller in Basel schildert. Nach dessen Erhebungen stellt es sich heraus, daß von 146 unterstützungsbedürftigen Familien deren fünf sind, die ein Zimmer, 84, welche zwei Zimmer zur Verfügung haben bei einer Stärke von sechs Personen. Von den Familien von

zehn Köpfen sind 17 mit zwei-, 18 mit dreizimmerigen Wohnungen. 146 Familien von 7—16 Personen bewohnen 312 Zimmer, das macht durchschnittlich 4 Personen auf ein Zimmer. Wenn man noch den Zustand der Wohnungen daneben hält, — zu wenig Licht und Luft, — ferner bedenkt, daß in manchem dieser Räume gekocht, gegessen, gewohnt und geschlafen wird, so bekommt man so einen Vorgeschmack von Großstadtteleid. — Der Mietzins für eine zweizimmerige Wohnung beträgt 280—320 Fr., für größere entsprechend mehr. Diese Preise werden für die meisten größeren Städte zutreffend sein.

Daß die Lebenshaltung den Wohnungen angemessen ist, zeigt uns Dr. Keller ebenfalls. Von Familien mit drei Köpfen sind 12, die nur ein Bett haben; Familien von 4 Personen sind zwei, die ebenfalls nur ein Bett besitzen; Familien mit 5 Personen sind 25, die nur über zwei Betten verfügen und Familien von 7 Köpfen sind 18 mit zwei, 50 mit drei Betten. Was wollen wir dazu sagen?

Zur Vervollständigung des Bildes will ich aus derselben Quelle noch ein Haushaltungsbudget mitteilen. Es betrifft eine Familie mit 9 Kindern von 2—14 Jahren, die ein zweizimmeriges Logis bewohnt. Die Zahl der Betten ist vier und ein Kinderbett. Die Ausgaben für Nahrungsmittel, bei wöchentlich zweimal je 1 Kg. Fleisch, betragen 1352.75 Fr., das macht per Kopf und Tag 35 Rp. für Nahrung, währenddem das notwendige Minimum nach Dr. Schuler 55 Rp. beträgt. Zu diesen 1352.75 Fr. für Nahrungsmittel kommen 80 Fr. für Feuerung, 140 Fr. für Kleider und Wäsche, 90 Fr. für Schuhe und 300 Fr. für Miete, macht total 1962.75 Fr. — Der Mann hat einen Wochenverdienst von 30 Fr., macht also jährlich 1560 Fr. Es entsteht somit ein Fehlbetrag von 402.75 Fr. Hieran leistet die Heimatgemeinde 125 Fr., die Armenpflege 40 Fr. Es fehlen also immer noch 237.75 Fr.

Für Beleuchtung, Gemüse, Eier, Getränke, Vereinsbeiträge, Steuern, Sonntagsvergnügungen ist in der Rechnung nichts eingesetzt. „Es bleibt also,“ um mit Dr. Keller zu reden, „ein beträchtlicher Fehlbetrag und es müssen außer Armenpflege und Heimat noch andere Institutionen und Vereine um Hülfe angegangen werden. Ist auch diese ungenügend, so bleibt der Familie nichts übrig als der

Bettel. Sobald aber der Arme gewahrt wird, daß der erbettelte Franken genau so viel hilft, als der durch redliche Arbeit erworbene, so besteht die große Gefahr, daß die ganze Familie demoralisiert und unaufhaltsam in Pauperismus versinkt und verlottert.“

Das sind außergewöhnliche Fälle, wird man sagen. Wir wollen froh sein, daß es so ist; aber sie sind eben doch da, und tun weh, bitter weh denjenigen, die es trifft, zumal wenn's unverschuldet ist. —

Wir haben von einem Zuge nach der Stadt geredet. Dieser hat wohl verschiedene Ursachen. Mit der Einführung der Industrie wurden Viele, die bis dahin ein bescheidenes Dasein, schlecht und recht, führten, aus ihrer Existenz geworfen. Mancher Kleinmeister, dem das nötige Kapital für maschinelle Einrichtungen fehlte, wurde von der unerbittlichen Konkurrenz einfach erdrückt und mußte sich anderweitig umsehen. Viele zogen nach der Stadt. Andere, zumal viele bäuerlichen Elemente, glaubten in der Stadt, in den Maschinenwerkstätten mehr zu verdienen als daheim, auch war die Arbeitszeit kürzer, die Arbeit weniger mühsam. Noch andere lockte der Zauber der Stadt mit ihrem Glanz und einmal dort, ist es so schwer, wieder loszukommen, wenn man sich zehnmal sagen muß, es wäre besser auf dem Lande.

Den nachhaltigsten schädlichen Einfluß auf die sozialen Zustände übte die, durch die Industrie herbeigeführte Neuordnung des wirtschaftlichen Lebens wohl dadurch aus, daß durch dieselbe die Mutter ihrer Familie, ihren Kindern entrissen wurde und weiter, daß die Kinder schon frühzeitig, in einem Alter zur Fabrik mußten, wo bei der Großzahl derselben die körperliche und geistige Entwicklung Schaden litt. Der Ursachen sind wohl mancherlei, die daran Schuld tragen. Daß gegen passende Beschäftigung des weiblichen Geschlechtes in der Industrie etwas stichhaltiges eingewendet werden könnte, glaube ich nicht. Die nachteiligen Folgen betreffen speziell die verheirateten Frauen und da vor allem die, welche Kinder haben. Was veranlaßt diese, in die Fabrik zu gehen, trotzdem sie sich bei ruhiger Überlegung sagen müssen, unser Platz ist daheim? Wohl die meisten sind vor der Verheiratung schon in die Fabrik gegangen und wollen den Verdienst und das gewohnte Leben

nicht gern missen. Andere, die durch den Verdienst des Mannes so gestellt sind, daß sie auskömmlich leben können, sind durch ihren persönlichen Verdienst in den Stand gesetzt, einen Notrappen zurücklegen oder noch viel häufiger, sich manche Bequemlichkeit erlauben zu können. Wieder anderen und deren sind wohl mehr als man glaubt, — dies betont auch Fabrikinspektor Dr. Schuler wiederholt, — behagt das Fabrikleben besser als das Kochen, Flicker, Putzen und Kinder erziehen. Dann sei aber auch noch erwähnt, was eine Gewerbeinspektion in Leipzig berichtet und wohl auch für die Schweiz zutrifft, nämlich: „Es ist in Arbeiterkreisen keine seltene Erscheinung, daß der Mann von seinem Einkommen nur einen relativ geringen Teil zur Bestreitung der Haushaltungskosten abgibt, einen relativ großen Teil aber zur Befriedigung seiner persönlichen Bedürfnisse — für Bier, Zigarren und Vergnügungen — zurückbehält,“ daß also wirkliche Not die Frau in die Fabrik treibt.

Die Wurzel der zuletzt erwähnten Tatsache, führt genannter Bericht weiter aus, liegt wohl darin: „Der Arbeiter erreicht nach der heutigen Wirtschaftsordnung das überhaupt erreichbare Lohnmaximum schon in verhältnismäßig jungen Jahren, in Jahren, wo er normaler Weise noch nicht verheiratet ist. Er ist dadurch in den Stand gesetzt, verhältnismäßig viel für Genußmittel und Vergnügungen ausgeben zu können und hat er diese Bedürfnisse sich erst einmal angewöhnt, so gibt er sie so leicht nicht wieder auf, wenn er verheiratet ist. Da soll die Frau auch verdienen.“

In der Mehrzahl von Fällen kann nun eine Frau wohl eine gute Arbeiterin im Geschäft, aber gar oft keine gute Hausfrau sein, was sich aus dem vorhin Angeführten deutlich schließen läßt. Sie will lieber in die Fabrik gehen, daheim ist es ihr nicht behaglich. Was für ein Heim vermag nun eine solche Frau, die selbst den größten Teil des Tages, wie der Mann, außer dem Hause auf Arbeit zubringt, ihrem Manne zu bieten! Man kann es diesem unter solchen Umständen nicht verargen, wenn er seine Erholung nicht in seiner Wohnung, in der es an Ordnung und Sauberkeit fehlt, sondern außer dem Hause sucht.

Zur Ehre der Frauen sei aber auch gesagt, daß es unter den Frauen, die in die Fabrik gehen, solche gibt,

die einen Musterhaushalt führen, wie ich aus eigener Anschauung weiß.

Nun noch Einiges vom Einfluß auf die Kinder. Ist es zu verwundern, wenn solche Kinder, die von einem schönen Familienleben, von einem trauten Heim nichts wissen, denen die Gasse ihre Heimat ist, wenn solche auf allerlei Abwege geraten, wenn solche schließlich keine Heimat, kein Vaterland und auch keine Pflichten diesen gegenüber mehr kennen? Und, möchte ich fragen, hat vielleicht nicht das neueste nationale Unkraut, der Antimilitarismus, seine Wurzel auch zum Teil in solchen Familienverhältnissen? — Dr. Pohle schreibt in seinem Buche „Die Frauenfrage“: „Ich stehe nicht an, die Zunahme des jugendlichen Verbrechenertums in unserer Zeit, direkt mit der jetzigen Ausdehnung der Fabrikarbeit verheirateter Frauen in Zusammenhang zu bringen.“ — Die körperliche Pflege der Kinder wird vernachlässigt, was in der erschrecklich hohen Sterblichkeitsziffer der Säuglinge in Gegenden, wo die Frauen-Fabrikarbeit stark vertreten ist, deutlich zu Tage tritt. Laut Statistik starben in den Jahren 1871—1890 auf 1000 lebend geborene Kinder im Durchschnitt 179 Kinder im ersten Lebensjahr. Diese Zahl schwankt aber in den einzelnen Kantonen, Bezirken, Ortschaften von 82—327, wobei das Maximum natürlich auf solche Orte fällt, wo Verhältnisse, wie oben geschildert, herrschen. Nach Dr. Crevoisier stirbt die Hälfte, der im ersten Jahre gestorbenen Kinder, an Brechdurchfall und die Ursachen dieser mörderischen Krankheit liegen zum größten Teil in der Unterlassung des Selbststillens infolge Unfähigkeit oder Bequemlichkeit, in unzweckmäßiger künstlicher Ernährung aus Unkenntnis oder Mangel, im Unterlassen der Selbstpflege aus Bequemlichkeit und Not.

Die Einführung des eidgen. Fabrikgesetzes, in welchem die Frauen- und Kinderarbeit besonders berücksichtigt und z. B. für die Wöchnerinnen eine Karrenzzeit von acht Wochen festgesetzt ist, war von wohltätiger Wirkung. Dr. Schuler schreibt: „Mit dem Ausschluß der Wöchnerinnen von der Fabrikarbeit und damit besserer Pflege der Neugeborenen hat in Glarus in wenig Jahren die Kindersterblichkeit um 5% abgenommen; es gibt weniger Totgeborene und die Kinder der geschonten Frauen sind nachweisbar kräftiger.“

Es wird angezeigt sein, hier noch einige Worte über die industrielle Hausarbeit zu sagen, die wohl zum größten Teil den Frauen und Kindern zufällt. Ist diese Hausarbeit auch bei weitem nicht mehr so ausgedehnt wie früher, so beschäftigt dieselbe, nach Erhebungen von Fabrikinspektor Dr. Schuler, heute noch wenigstens 133,000 Personen. Einzelne Industriezweige, wie Seiden-Spitzen-Strohindustrie, Konfektion, überhaupt solche, die stark von der Mode abhängig sind, behaupten ihre Stellung immer noch gegenüber der Maschine. Da die Löhne durchwegs niedere sind, so wird mancherorts um so länger gearbeitet und dadurch kommen vor allem aus die Kinder wieder zu kurz. — In den von der Schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft veranlaßten „Erhebungen über den Umfang der Erwerbsarbeit schulpflichtiger Kinder“, schreibt der Berichterstatter E. Schwyzer von Zug unter anderem: „Über die Hälfte der schulpflichtigen Kinder werden neben der Schule beschäftigt. Eine große Zahl muß bereits in jugendlichem Alter den Kampf ums Dasein mitkämpfen, die schöne Jugendzeit ist für sie eine Illusion. Während der Schulstunden nur werden sie als Kinder behandelt, vor, neben und nach der Schule sind sie Arbeiter, denen zudem der Schutz fehlt, welchen erwachsene Arbeiter durch die Gesetze genießen.“ Wir lesen weiter in demselben Bericht: „Wir erwärmen uns so leicht für Tierschutz; die vorliegenden Erhebungen sollen uns als Mahnung dienen, dem Kinderschutz unsere Aufmerksamkeit zu widmen, Mittel und Wege zu finden, das Kind vor Ausbeutung zu schützen und wäre es vor der Ausbeutung durch seine eigenen Eltern.“ Daß die Ausbeutung durch die eigenen Eltern leider vorkommt, wissen wir alle wohl aus eigener Erfahrung. Herr Schwyzer läßt in genannter Broschüre einen der Lehrer, welche die bezüglichen Fragebogen auszufüllen berufen waren, zum Worte kommen. Dieser schreibt: „Auch sind jene Fälle gar nicht selten, wo der Schoppen des Vaters, dessen Hauptberuf die Vereinsmeierei ist, aus den Kindern herausgeschunden werden muß. Wo dann gleichzeitig die Mutter keine Mutter ist, da dürften und sollten die Behörden sich der Kinder annehmen!“

Ist es angesichts solcher Tatsachen nicht ein Gebot der Menschlichkeit, wir wollen nicht einmal sagen Christen-

pflicht, auch hier Wandel zu schaffen suchen, selbst auf Kosten der persönlichen Freiheit, wenn es sein muß, und ist es nicht unsere heilige Pflicht, daß, wenn Kinder aus solchen Verhältnissen zu uns kommen, wir diesen ihr Bißchen Jugend noch so schön als möglich zu gestalten suchen. Es wird gerade in Anstalten so viel über Gleichgültigkeit, Teilnahmslosigkeit mancher Kinder geklagt, lassen wir diesen gegenüber mehr die Sonne scheinen als regnen. —

Die sozialen Zustände der Gegenwart betitelt sich meine Arbeit. Dieses Thema schließt ein anderes in sich, das heute wohl das aktuellste ist, nämlich die sogen. soziale Frage, die ich selbstverständlich auch berühren muß. Um den Inhalt dieser sozialen Frage besser zum Verständnis bringen zu können, muß ich wieder ein wenig zurückgreifen. Durch die Maschinen, durch Handel und Verkehr ist eine neue Gesellschaftsklasse geworden, die früher auch schon existiert haben wird, aber nicht so, daß man von ihr, als einem eigenen Stande, reden konnte. Dieser sogen. vierte Stand hat weder Bodenbesitz, noch irgendwelche Produktionsmittel, er hat lediglich über die, in seinem Körper enthaltene Arbeitskraft zu verfügen. Arbeiter oder Proletarier nennen sich die Vertreter dieses Standes und gewisse Parteiführer tun dies mit einem unendlichen Hochmut gegenüber der übrigen Gesellschaft, den „Mastburgern“, „Spießern“, „Geldbaronen“, die alle nichts tun nach ihrem Dafürhalten, sondern nur aus dem Schweiß der Arbeiter, ihrer „Lohnsklaven“, leben. — Nach diesen Erörterungen können wir zur sozialen Frage zurückkehren und diese vielleicht so umschreiben: Was muß getan werden, um in dieser Klasse, die weder über Bodenbesitz noch Produktionsmittel verfügt, die ökonomische, politische und geistige Abhängigkeit gegenüber den andern Gesellschaftsklassen verschwinden zu lassen?

Diese Frage ist schon lange vorhanden gewesen, akut ist sie aber erst geworden, seit das Bewußtsein derselben im betreffenden Stande erwacht ist. Erst wenn man sich einer Sache, eines Zustandes bewußt geworden, kann man darüber reden und wenn Übelstände vorhanden sind, sich fragen, wie denselben abzuhelpen sei. Die Grundbedingung zur Abhülfe vorhandener Mißstände ist wohl in erster Linie, dieses Bewußtsein in möglichst Vielen zu wecken, sich dann

zu vereinigen, um gemeinsam die nötigen Schritte tun zu können. Propaganda zu machen für eine rechte Sache, wird niemandem verwehrt werden können, also auch den Arbeitern nicht. Sind diese aber berechtigt, fragen wir, sich zusammenzuschließen, um gemeinsam die Lösung der Frage anzustreben? Meiner Ansicht nach wohl. Es stehen sich zwei gleichwertige Kontrahenten, Kapital und Arbeit gegenüber; eines ohne das andere ist nichts unter gegebenen Verhältnissen, das wird jedermann zugeben müssen. Die Arbeit in einem noch so großen Etablissement umfaßt die Arbeit Aller, nicht eines Einzelnen bloß, also ist es gerechtfertigt, wenn sich alle Arbeiter vereinigen, sich solidarisch erklären und wenn sich die Solidarität auf weitere Kreise erstreckt, wer will das verurteilen, ist es doch gleichsam nur eine Kompensation gegenüber dem mächtigen Kapital. — Wie mir Herr Fabrikinspektor Dr. Wegmann mitgeteilt hat, geht heute die Hauptforderung der Arbeiterschaft dahin: Gewerkschaftliche Regelung der Lohnverhältnisse, der Arbeitszeit, der Kündigungsfrist und zur Ordnung dieser Verhältnisse Schaffung eines Organes, bestehend aus gleich viel Mitgliedern von Seite der Arbeiter wie der Arbeitgeber, unter dem Vorsitz eines unparteiischen Obmannes. Die Erfahrungen, welche diese Arbeitskammer, oder wie man diese Institution nennen will, sammelt, könnten als Grundlage für ein später zu schaffendes eidgen. Gewerbe-gesetz dienen.

Von der Tätigkeit der Arbeitervereinigungen haben sie alle schon zur Genüge gehört und viele Errungenschaften zur Besserstellung der Arbeiter haben direkt oder indirekt ihren Ursprung in diesen Vereinigungen. Wesentliche Erleichterungen sind vor allem bessere Lohnverhältnisse und kürzere Arbeitszeit, welche letztere im eidgen. Fabrikgesetz vom Jahre 1877 auf 11 Stunden täglich festgesetzt wurde, heute aber bereits überholt ist. — Als die Glarner Arbeitervereine im Jahre 1864 ein Fabrikgesetz und darin vor allem den 11stündigen Normalarbeitstag verlangten, begründeten sie ihre Forderung kurz damit, „daß bei 14stündiger Arbeitszeit ja bloß der Lebensunterhalt verdient wird, welcher bei 11stündiger Arbeitszeit auch verdient werden muß.“ Dieselben Argumente werden heute noch geltend gemacht, und die Tendenz zur Verkürzung der Arbeitszeit ist eine

stetige, was einigermaßen gerechtfertigt erscheint, wenn man die Ergebnisse von einschlägigen Versuchen dagegen hält. Aus den Berichten der Fabrikinspektoren geht nämlich hervor, daß in manchen Betrieben probeweise, in andern definitiv die Arbeitszeit verkürzt worden ist und daß, bei mäßiger Verkürzung, die Produktion durchaus nicht abgenommen hat. Ob die Arbeitszeit bis auf 8 Stunden abgekürzt werden kann, ist eine Frage der Zeit und sollte international geregelt werden können.

Bei dem Grundsatz der Arbeiter, daß man auch bei kürzerer Arbeitszeit eben doch seinen Unterhalt verdienen müsse, mußten die Löhne steigen und zwar um so mehr, je mehr die gesamte Lebenshaltung, — Lebensmittel, Wohnungsmiete — teurer wird. Daß mit dem Steigen der Löhne die Erzeugnisse selber wieder höher im Preise zu stehen kommen, ist leicht einzusehen, ebenso daß von hohen Löhnen allein — ich möchte fast sagen am wenigsten — keine bleibende Besserung der gedrückten Verhältnisse zu erwarten ist. Oder was nützt es mir, wenn ich heute mehr Lohn erhalte und morgen schon entsprechend mehr für Miete, Lebensmittel etc. aufwenden muß? An letzterem Ort muß der Hebel angesetzt werden und ist teilweise auch schon angesetzt, wie wir noch sehen werden.

Bestimmte Zahlen über Löhne angeben, ist sehr schwierig. Wir besitzen allerdings eine ausführliche Lohnstatistik von den Herren Fabrikinspektor Dr. Schuler und Dr. Wegmann, aber seit deren Veröffentlichung sind schon mehr als zehn Jahre verflossen und die Verhältnisse unterdessen wieder andere geworden. Selbst die Lohnerhebungen von Fabrikinspektor Rauschenbach vom Jahre 1903 sind nicht mehr ganz zutreffend, immerhin geben sie ein Bild, das der Wirklichkeit ziemlich nahe kommen wird. Nach diesen bewegen sich die Löhne in der Spinnerei, je nach den verschiedenen Arbeiten, wie spinnen, spulen, karden etc. von 1.30 Fr. bis 3.30 Fr. Fabrikinspektor Dr. Wegmann schreibt in seinem Inspektionsbericht von 1904/05: Spinnlöhne von 5 Fr. sind eine große Seltenheit und 4 Fr. gilt schon als ein hoher Lohn. Baumwoll-Weißwebereien bezahlen 1 Fr. bis 4 Fr., selten 5 Fr. Der Durchschnittslohn für einige Webereien ist 2.20 Fr. bis 2.25 Fr. Buntweberei be-

zahlt, je nach den verschiedenen Arbeiten, weben, schlichten, zetteln 1.25 Fr. bis 4.50 Fr., im Durchschnitt 2.10 Fr. bis 2.37 Fr. In der Stickerei erhalten Arbeiter an der Handmaschine 1.50 Fr. bis 4.50 Fr. bis 5 Fr., Fädlerinnen 1.50 Fr. bis 2.50 Fr. Sehr gut belöhnt sind die Schifflisticker. Löhne von 3, 4, 5 Fr. sind häufig, gute Arbeiter verdienen 7 Fr., 9 Fr. und mehr. Der Durchschnittslohn in einer größern Stickerei beträgt 4.75 Fr., in einer andern 5.31 Fr. In der Seidenbandweberei bewegen sich die Löhne in den zwei größten Bandwebereien im Durchschnitt zwischen 4.14 Fr. und 4.16 Fr. Zettler- und Hasplerinnen verdienen 1.25 Fr. bis 3.40 Fr. In der Bekleidungsindustrie bewegen sich die Löhne für Schneider von 3 Fr. bis 7.50 Fr., — wobei die hohen Löhne in der Damenkonfektion bezahlt werden —, Schneiderinnen erhalten 1.20 Fr. bis 3.70 Fr. Die Schuhfabriken bezahlen ihren Zuschneidern 3.50 Fr. bis 7 Fr., Zwickern 2.80 Fr. bis 7.35 Fr., Stanzern 1.80 Fr. bis 5 Fr., den Näherinnen 1.80 Fr. bis 4.50 Fr. In der Genuß- und Lebensmittelbranche beziehen die Bierbrauer die höchsten Löhne, 4 Fr. bis 7.50 Fr., Hilfsarbeiter erhalten 2.90 Fr. bis 4.80 Fr. Der Taglohn der Müller beträgt 4 Fr. bis 6 Fr. Die Teigwarenfabriken bezahlen männlichen Arbeitern 3 Fr. bis 5.30 Fr., weiblichen 1.85 Fr. bis 2.40 Fr. Zigarrenmacher verdienen 1.70 Fr. bis 4 Fr. Hier kommen beide Geschlechter einander gleich, da meistens im Akkord gearbeitet wird, wie denn das Fabrikinspektorat bemerkt, daß bei gleichen Leistungen kein Lohnunterschied sich geltend mache zwischen Arbeitern und Arbeiterinnen.

Lithographen und Schriftsetzer gehören zu den bestbezahlten Arbeitern, haben auch die kürzeste Arbeitszeit. Die Lithographen erhalten 4 Fr. bis 10 Fr., Schriftsetzer 4 Fr. bis 8.35 Fr., Maschinenmeister 4.35 Fr. bis 7.50 Fr., Einlegerinnen 2 Fr. bis 4.60 Fr. In der Buchbinderei bewegen sich die Löhne von 3 Fr. bis 5.30 Fr. für männliche, von 1.20 Fr. bis 2.80 Fr. für weibliche Arbeiter. Papier- und Kartonnagefabriken bezahlen im Durchschnitt 3 Fr. für beide Geschlechter. In der Holzindustrie bewegen sich die Löhne für Tischler von 3.40 Fr. bis 6 Fr., für Maschinisten

von 3.35 Fr. bis 5 Fr., für Zimmerleute von 3 Fr. bis 5.30 Fr., für Parquetier von 3 Fr. bis 7 Fr., für Handlanger von 2 Fr. bis 3.90 Fr. — Maschinen- und Metallindustrie bezahlt für Mechaniker 3 Fr. bis 9.50 Fr., für Schlosser 3 Fr. bis 5.80 Fr., für Dreher 3.80 Fr. bis 6.20 Fr., für Gießer 3 Fr. bis 6 Fr., für Spengler 3 Fr. bis 6 Fr., Handlanger erhalten 3 Fr. bis 4.30 Fr. In der Uhrenindustrie sind die Löhne im Durchschnitt recht gute. Männliche Arbeiter verdienen 3 Fr. bis 10.30 Fr., weibliche 1.50 Fr. bis 5 Fr.; in einer Fabrik, welche fertige Werke herstellt, ist der mittlere Lohn für beide Geschlechter 5.45 Fr. — Ziegeleiarbeiter verdienen 2.50 Fr. bis 4.50 Fr., Ofenarbeiter 4 Fr. bis 5.35 Fr., Zementier 2.80 Fr. bis 4.50 Fr. —

Wenn wir anschließend die Löhne, welche in der Landwirtschaft bezahlt werden, anführen, so sind die Zeiten längst vorbei, wo man einem Tagelöhner bei strenger Arbeit, wie im Heuet, in der Ernte, beim Dreschen 80 Rappen und 1 Fr. bezahlte. Unser Pächter zahlt seinem Tagelöhner im Heuet bei voller Kost 5 Fr., anderswo wirds ähnlich sein. Viele von ihnen werden sich noch an die Zeit erinnern, wo für 7—8 Franken Wochenlohn ein guter Knecht zu haben war, leichter als heute einen solchen mit 12, 15, 20 Fr., nebst guter Kost. Dienstmädchen, die seinerzeit mit 150 Fr., 180 Fr. jährlich recht gut belohnt waren, verlangen heute 350 Fr. bis 400 Fr., von ordentlichen Köchinnen nicht zu reden.

Wir ersehen aus den gemachten Angaben, welche große Schwankungen in der Lohnskala herrschen. In erster Linie wird natürlich die Leistungsfähigkeit des Arbeiters bestimmend wirken, es mögen aber auch noch andere Faktoren maßgebend sein. Der tüchtige Arbeiter findet heute besser als je sein rechtes Auskommen, das können wir unsern Kindern nicht genug einschärfen. —

Die Löhne haben in allererster Linie der zum Bewußtsein gekommenen Arbeiterschaft Anlaß gegeben, sich zu organisieren. Mit der Organisation begannen die Lohnbewegungen und eine Folge derselben war unter anderem der Streik, eine Gewaltmaßregel von tief einschneidender Bedeutung. Von Vielen wird derselbe von vorneherein ver-

urteilt, bei genauer Prüfung wird man zu einem andern Urteil gelangen. — Bei Beurteilung dieses Kampfmittels, denn ein solches ist der Streik, muß man sich daran erinnern, daß sich zwei gleichwertige Kontrahenten gegenüberstehen: die Gesamtheit der Arbeiter als Vertreter der Arbeit und der Fabrikant oder Arbeitgeber als Repräsentant des Kapitals. Nehmen wir nun statt dieser beiden einfach Herr und Knecht. Wenn ein Knecht findet, er habe zu wenig Lohn, oder aus irgend einem andern Grunde unzufrieden ist, so kann er deswegen mit seinem Herrn reden. Beide Teile können ihre Ansichten für und gegen geltend machen. Findet keine Verständigung statt, so kann der Knecht seinem Herrn erklären, unter solchen Bedingungen arbeite ich nicht mehr, in gesetzlicher Frist verlasse ich den Dienst. Da wird niemand etwas Anstößiges finden. Zu bestimmter Zeit wird der Knecht seinen Dienst quittieren und der Herr wird ihm ohne Anstände seinen ihm zukommenden Lohn ausbezahlen. Möglich ist, daß während der Kündigungszeit abermals Unterhandlungen stattfinden, die eine Einigung zur Folge haben und der Knecht arbeitet weiter. Spielt sich eine Lohnbewegung in diesem Rahmen ab, so haben wir, meiner Ansicht nach, den gesetzlich gerechtfertigten Streik. Jeder Teil ist frei, der eine sucht neue Arbeiter, der andere wieder Arbeit. Da nun aber beiderseits Menschen mit Fehlern und Leidenschaften sind, so wird selten ein solcher Musterstreik stattfinden. — Ein verständiger, einsichtsvoller Knecht würde sich z. B. wohl kaum dazu verstehen, durch allerlei unlautere Mittel oder gar mit Gewalt, einem andern Knecht den Eintritt bei seinem Herrn zu wehren, ebenso wenig wie ein nobler Herr sich hergeben wird, dem Knecht, der mit einem Gesuch um Lohnaufbesserung zu ihm kommt, ohne weiteres die Tür zu weisen und ihn von heute auf morgen auf's Pflaster zu setzen. In solch kritischen Fällen hat die Obrigkeit ein Recht, nein, die Pflicht, allfälligen Gewalttätigkeiten einen Riegel zu stoßen.

Wenn wir nun näher zusehen, so sind gerade die beiden genannten Fälle sehr häufig und machen viel böses Blut. Die streikende Partei will dem neu eintretenden Knecht den Eintritt wehren und wenn's sein muß, mit Gewalt und zugleich bestreitet sie der Obrigkeit das Recht, ihr dieses

ungesetzliche Tun zu wehren. Sie maßt sich ein Recht an, das sie andern nicht zugestehen will. In solchen Fällen, wo die Obrigkeit einzugreifen gezwungen ist, wird von den Streikenden, oder vielmehr deren Führern immer dagegen protestiert, indem sie geltend machen, sie vermögen selber Ordnung zu halten, aber dabei vergessen, daß die streikende Menge vielfach einem Pulverfaß zu vergleichen ist, wo ein Glas Wein, eine unzeitige Rede, ein unbedachtes Wort zum zündenden Funken werden kann, wie das schon oft genug der Fall gewesen ist.

Böses Blut macht es, wenn der Knecht den Winter hindurch, überhaupt bei flauer Arbeit, die Stelle behält und nur den Frühling oder die Zeit strengster Arbeit abwartet, um seinen Dienst zu kündigen, d. h. in eine Lohnbewegung einzutreten. Ähnlich ist es beim Streik, die günstigste Konjunktur wird abgewartet. Durch wiederholtes derartiges Vorgehen verlieren aber die Streikenden, selbst bei den gänzlich Fernestehenden, die Sympathie und diese ist ein gewiß nicht zu unterschätzender Kampfgenosse. — Die Sperrungen und Streiks sind nachgerade so billig geworden und werden bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit in Szene gesetzt, daß der Unwille dagegen bei einem großen Teil der Bevölkerung gerechtfertigt ist. Handelte es sich früher bei diesen Streiks mehr um soziale Güter, so tritt heute mehr und mehr die Machtfrage und die Politik in den Vordergrund.

Die Zusammenschließung der Arbeiter und vor allem das Kampfmittel des Streiks mußte zu einer Vereinigung der Arbeitgeber führen und so haben wir heute zwei Heerlager, die ihre Kräfte gegenseitig messen und zwar wohl so lange, bis beiden Teilen die Einsicht kommt, daß ein magerer Vergleich besser ist als ein fetter Prozeß, bis das Kapital einsieht, daß die Arbeit ein vollwertig gleichberechtigter Kontrahent ist, mit dem man in Frieden unterhandeln kann, ohne sich dabei im Geringsten etwas zu vergeben, wie das in England der Fall ist, und andererseits die Arbeiter oder vielmehr deren Führer erkennen, daß Mißstände — und solche sind ja tatsächlich vorhanden — nicht von heute auf morgen und vor allem nicht mit hochtönenden Phrasen und Heruntermachen der andern Parteien gebessert werden. Nicht das „Was“ ist's, was in dieser Angelegen-

heit viele Gegner schafft, sondern meistens das „Wie“. Die Arbeiterführer verkennen viel zu sehr, daß, so wenig die Natur keine Sprünge macht, ebenso wenig eine sprungweise Entwicklung im sozialen Leben stattfindet. Das könnten sie am besten bei einem ihnen aus den Händen gleitenden Streik beobachten: erst müssen die Streikenden richtig erzogen werden, wenn ein solcher in allen Teilen richtig durchgeführt werden soll. Sind sie das, dann kommen sie mit dem Militär nie mehr in Konflikt, aber nur dann.

Ein Wort Bluntschlis sollte im heutigen Klassenkampf mehr beherzigt werden: „Erst das Ringen und die Reibung der Gegensätze bringt die volle Klarheit und allen verborgenen Reichtum der Volkskräfte an den Tag.“ Würde dieses gewiß wahre Wort besser berücksichtigt, so würde der Kampf hüben und drüben weniger leidenschaftlich geführt und Einer würde im Andern nicht den aufs heftigste zu bekämpfenden Gegner, wohl aber einen Kampfgenossen sehen, dem das Wohl des Ganzen wie ihm am Herzen liegt. —

Es ist merkwürdig, wie kurzsichtig wir Menschen oft sind. Denken wir an unsern Sonntag von einst und jetzt, so müssen wir uns unwillkürlich fragen: Wie konnte es nur kommen, daß wir heute um den Sonntag so kämpfen müssen, denselben Sonntag, der jedenfalls früher viel besser als Sonntag, als Ruhetag gefeiert wurde. Meiner Ansicht nach ist hier ebenfalls Dampf und Elektrizität schuld. Notwendige Hilfsarbeiten in den Fabriken, Überhäufung mit Bestellungen, Einführung von Eisenbahnen, Post und Telegraph, also Vermehrung des Verkehrs, oder sagen wir's gleich recht, die Sucht nach Geld und Bequemlichkeit, ließ uns leichthin preisgeben, was wir heute in hartem Kampfe wieder erringen müssen. Es braucht eben gute Christen, um den Kampf um ein so hohes Gut zu einem so hartnäckigen werden zu lassen, wie es sich dann und wann zeigt!

Wenn man sich um den sozialen Zustand eines Volkes erkundigt, könnte man wohl in erster Linie fragen, wie es seinen Sonntag verbringe und viele Fragen würden mit der Beantwortung dieser einen beantwortet sein. Wenn man bei uns so viel tut, um den Sonntag wieder zu erringen, darf man wohl mit Recht diese Frage auch unserem Volke stellen. Pfarrer Brändli in Basel gibt uns in der

Broschüre: „Samstag, Sonntag, Montag“ ein Bild vom Sonntag unseres Volkes, besonders in den Städten, das an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Nachdem er den Sonntag geschildert, wie er sein sollte, wo alle Familienglieder, die abkommen können, den Gottesdienst besuchen und wo der übrige Teil des Sonntages einem schönen Familienleben gewidmet ist, schildert er an Hand eines Gleichnisses von Alphons Daudet die Kehrseite. Das Gleichnis zeigt eine Ziege, der es im Stalle zu eng ist, die Freiheit sucht und da vom Wolf gefressen wird. Pfarrer Brändli fährt dann fort: „Wie der Ziege geht es hunderten, ja tausenden in der süßen Sonntagsfreiheit, der Wolf kommt und verschlingt sie. Und es ist nicht bloß einer, es ist ein ganzes heulendes Rudel. Und der Wolf heißt Vereinsmeierei, und der Wolf heißt verflachender Sport, und der Wolf heißt Wirtshaus und heißt Alkohol, und der Wolf heißt Tingeltangel, und der Wolf heißt sinnliche Ausschweifung.“

„Ja, wir sind kuriose Leute,“ heißt es weiter, „wir Kinder des neuen Jahrhunderts. Ein kraftvolles, konsequentes Geschlecht. Wort und Tat, Theorie und Praxis stehen in seltener Harmonie. Da legen wir den Prophetenmantel des Hygienikers und die scharfe Brille des Moralisten an und fordern im Namen der Volksgesundheit und im Namen eines edlen Familienlebens die Sonntagsruhe für alles Volk und gebärden uns, als ob wir die direkten Geisteserben Dr. Sondereggers wären. Und was tun wir? Dann gehen wir hin und beginnen den Sonntag damit, daß wir gleich am Samstag abend ins Wirtshaus sitzen, sitzen bis Mitternacht, wenn es keine Polizeistunde gibt und bringen uns so um den Schlaf, den der große englische Dramatiker den Hauptgang an der Mahlzeit des Lebens genannt hat. So am Samstag kommen alle möglichen Vereine und Zirkel zusammen: Studenten, Professoren, Sänger und Turner, Schulkameraden und Jugendfreunde, Jahrgänger und 100 Kg.-Brüder, Liebhaber des Kegel- und Kartenspiels, Radfahrer und Fußballklubisten, die Vereinigung derer, die Stehkragen tragen und derer, die abwärts gelegte Kragen vorziehen und allzumal Freunde des schäumenden Humpens und — morgen ist Sonntag, und morgen kann man aus-

schlafen bis 10 Uhr. Der Pfarrer hält seine Predigt auch, wenn ich nicht da bin!

Und nun der Sonntag auf einen solchen Samstag Abend. Von einer Predigt hören natürlich keine Spur. Am Nachmittag statt eines vereinigten Familienausfluges in Gottes schöne Welt, die Vereinsbummel. Die Familie zerstreut sich nach allen Richtungen der Windrose; die Mutter mit den Kleinen hat das Vorrecht, das Haus zu hüten. Andere ganze Familien gehen anstatt ins Grüne in Tabakrauch erfüllte Tingeltangel.“

Es ist kein anmutiges Bild, das uns hier gezeigt wird und man fragt sich unwillkürlich, wie hier Wandel schaffen. Pfarrer Brändli weist in der Beziehung auf Familie, Schule und Kirche hin. Gewiß kann eine Besserung nur durch diese geschehen, aber eben nur, wenn sie dazu befähigt sind. Wie stehts mit der Familie? Erst muß die Mutter wieder ins Haus zurück. Ein ganz bescheidener Anfang wird angestrebt mit der Freigabe des Samstag - Nachmittags, was aber merkwürdiger Weise gerade beim weiblichen Geschlecht nicht besonders großen Anklang findet, und seinen Grund im Lohnausfall einerseits, andererseits wohl auch in der schon erwähnten Abneigung gegen die Erfüllung der häuslichen Pflichten hat und doch wäre gerade der Samstag - Nachmittag so nötig, um einen rechten Sonntag zu haben. Dann könnte „gesamstag“ werden zu rechter Zeit und die männlichen Glieder hätten weniger Ursache, gerade des „Samstagens“ wegen ins Wirtshaus zu gehen.

Erfüllt die Schule die ihr zukommende Aufgabe? Von meinem Standpunkte aus nicht. Die realen Fächer erdrücken die idealen, Kopf und Verstand dominieren, Herz und Gemüt kommen zu kurz. Der Religionsunterricht, der hier in den Riß treten sollte, ist unter das alte Eisen gekommen. Viele Lehrer wissen damit nichts mehr anzufangen. Wenn sie stillschweigend darüber weggehen, ist's noch gut, machen sie denselben lächerlich, ist's schlimmer. Die sich immer mehrenden jugendlichen Selbstmorde sagen die uns nichts?

Wenn die Schule vielfach ihre Pflicht verkennt, macht dann die Kirche wieder gut, was jene versäumt? Es wird heute vielfach über die zunehmende Frivolität gegenüber der christlichen Kirche geklagt und nicht ohne Grund. Die

Sozialdemokratie befiehlt sie auf's heftigste. Wer ihre Presse durchgeht, wird sagen müssen, es steht schlimm. Alle persönliche Überzeugung in Ehren, gegen die wende ich mich nicht, aber die Art und Weise, wie diese zum Ausdruck gebracht wird, ist eines halbwegs gebildeten Menschen unwürdig. Wer so schreiben kann, wie dies nur zu oft geschieht, kann keine eigenen Kinder haben, er brächte ihnen in dem, was er über religiöse Dinge schreibt, mehr Achtung entgegen. — Doch wie komme ich von der Kirche zur Presse? Ich meine, die Kirche oder besser, manche deren Vertreter haben auch Schuld, daß es so ist. Oder sind nicht viele Geistliche, die in schöner Sprache den Grund gelegt zu diesem Unglauben? Sind nicht deren viele, die Jesus Christus einen guten Mann sein lassen, aber mehr nicht von ihm wissen wollen? Sie sagen das auf der Kanzel, sie lehren das ihre Konfirmanden, alles in schönen Worten. Wer will einen Stein auf die werfen, welche in derber Gassensprache dasselbe mit Randglossen wiederholen! Wir wollen zwar nicht allzu hart urteilen; wir alle, die wir uns Christen nennen, können an die Brust schlagen und sagen: Wenn wir Christen wären, dann gäbe es überhaupt keine soziale Frage, dann wäre auch der Sonntag der Tag, wie er sein sollte. Das ist's ja auch, was uns die christusfeindliche Sozialdemokratie entgegenschleudert und wohl mit ein wenig Recht. Unverständlich ist allerdings, wie dieselbe Sozialdemokratie, die das Fundament für ihre Lehre bei Christus entlehnt hat — denn erst durch ihn ist das Prinzip der Gleichwertigkeit aller menschlichen Gesellschaftsklassen lebenskräftig geworden — den Gründer desselben verleugnet.

Ein soziales Übel unserer Zeit ist die Vereinsmeierei und deren Tochter, die Festseuche. Spottweise wird etwa darauf aufmerksam gemacht, es fehle noch ein Verein im Kranze der unzähligen Vereine, nämlich ein Verein von solchen, die keinem Verein angehören. Das wäre wohl ein schwieriges Unterfangen. Wer ist heutzutage nicht in einem halben Dutzend Vereine, sei es aktiv, sei es passiv? Was für Tugenden, für Interessen durch diese Vereine alle nicht ins Dasein gerufen und gepflegt werden wollen, ist unglaublich. Wie viele köstliche Schätze blieben ungehoben, wenn wir 90 % weniger Vereine hätten! Es wäre doch

schade um diesen Ausfall und wie manches glänzende Redner-talent wäre nie an's Tageslicht gekommen. Ja, es wäre schade. — Aber wirklich schade ist, daß gerade durch diese, immer zur wahren Förderung der öffentlichen und privaten Interessen gegründeten Vereine, so viel wahres Familienglück zerstört, der Frau nicht nur der Gatte, den Kindern der Vater geraubt wird, sondern beiden oft genug noch das tägliche Brot. Ja, noch schlimmer. Wie manche Familie ist gerade dadurch, daß man meint, überall dabei sein zu müssen, zu Schanden geworden! Durch Lug und Betrug, wenn man die Dinge gleich richtig nennt, werden oftmals die nötigen Mittel zu erwerben gesucht und das Ende ist finanzieller, moralischer und sittlicher Ruin. Die vielen Veruntreuungen, von denen man tagtäglich hört, illustrieren das Gesagte genugsam. Genußsucht, Leicht-sinn und Sinnlichkeit werden durch die Sucht nach Festen nach Kräften gefördert.

Eng mit dem Vereinsleben verknüpft ist das Wirtshaus. Wie früher schon erwähnt, wurden, mit Einführung der maschinellen Einrichtungen aller Art, viele Existenzen, die bisher ihr gutes Auskommen gehabt, aufs Pflaster gesetzt, wenn sie im Wettlauf nicht mitmachen konnten. Aus dieser Zeit datiert auch der Aufschwung des Wirtschaftswesens, allerdings im schlimmen Sinn. Wer nicht wußte, was anfangen und noch über ein paar ersparte Franken verfügte, fing an zu wirten. Es rentiert ja, sagten sich Viele. Ein Bekannter von uns, auf genanntem Standpunkt angelangt, wußte trotz dringendem Abraten, wie so viele andere, auch nichts besseres zu tun, als Hammer und Leist an den Nagel zu hängen, nach Zürich, der Stadt der gebratenen Tauben zu ziehen und eine Wirtschaft anzufangen. „Der Anfang vom Ende,“ sagten wir und so war es. Er hat vielleicht noch mehr als nur sein Geld verloren, es gibt in der Familie noch höhere Güter. Das ist ein Beispiel, jedes von Ihnen kennt wohl solche. Ortschaften, wo seit Menschengedenken nur eine Wirtschaft existiert und welche dabei ganz gut gefahren, haben heute ein halbes Dutzend und mehr. Die Städte, ein vermeintliches Eldorado für Wirte, stehen in der Beziehung oben an, gibt es doch Straßen, wo je das andere Haus eine Wirtschaft aufweist. Hier gelten keine Einwände, gilt keine Entschuldigung, man brauche doch nicht

ins Wirtshaus zu gehen. Die vielen Wirtschaften sind ein Beweis, daß man eben geht. Gelegenheit macht Diebe und der Tingeltangel in den Wirtschaften, der sich nachgerade bis aufs Land verliert, trägt auch nicht zur Besserung bei. — Frühschoppen, Kaffeejaß, Abendschoppen haben schon manche Familie ruiniert. Es wird vielfach eingewendet, nun so schlimm ist's doch nicht. Aber, wenn durch jede Wirtschaft, die zu viel ist, nur eine Familie Not leiden muß oder gar zu Grunde geht und das ist gewiß nicht zu viel gesagt, welche Summe von Unglück ist das! Und wenn eine dieser Familien diejenige eines deiner Kinder wäre, sagst du dann noch, es sei nicht so schlimm? — Zu diesem Übel gesellt sich in unserer Zeit noch ein neues, der von den Brauereien forcierte Flaschenbierhandel. Einer, der das Wirtshausleben aus eigener Erfahrung kennt, sagte mir letzthin, daß dieser neue Zweig des Biervertriebes schlimmer sei als die Wirtschaften. —

Es ist ein erfreuliches Zeichen für unser Volk, daß, so es ein Übel erkennt, es auch ungesäumt daran geht, dem Schaden nach Kräften zu wehren. Die Antialkoholbewegung, die sich gegenwärtig in der ganzen Schweiz geltend macht, ist ein Beweis hiefür. Heute sind wir schon so weit, daß sich niemand genieren muß, in einer Wirtschaft seinen Tee oder Kaffee, anstatt Wein oder Bier zu trinken. Vor nur zehn Jahren war es noch anders.

Ein anderes Sanierungswerk zur Besserung der sozialen Zustände, so recht aus dem Volk herausgewachsen, vollbringt meiner Ansicht nach das gut geleitete und auf richtiger Grundlage aufgebaute Genossenschaftswesen.*) Daselbe ist wieder eine direkte Folge der durch das industrielle Zeitalter geschaffenen Mißstände. Mit der Einführung der Maschine tritt, wie bereits erwähnt, ein neues Glied zwischen Produzent und Konsument auf, das sich zu einem eigenen Stand, dem Handelsstand, entwickelt hat und vielfach nicht zum Vorteil des Konsumenten, das sei schon hier betont. Um dies zu zeigen, verfolgen wir einmal kurz den Weg, den irgend ein Produkt, das wir beim

*) Wer sich mit dieser Materie näher befassen will, verweise ich auf die ausgezeichnete Arbeit von Dr. Hans Müller „Die Konsumgenossenschaften“.

Krämer kaufen, machen muß. Der Großhändler selbst erhält dasselbe gar oft nicht direkt von der Fabrik, sondern erst von deren Agenten; der Großkaufmann gibt es an kleinere Handelshäuser, diese an bessere Kaufleute und so weiter, bis es schließlich beim Krämer anlangt. Der Weg hätte nichts zu bedeuten, aber alle die Vielen, welche damit zu tun haben, wollen etwas verdienen und zwar je mehr, je lieber. Daß der letzte noch auf seine Rechnung kommt, haben wir erst kürzlich bei uns erfahren. Ein solcher „Bögeler“, wie man bei uns den Krämer heißt, hat es vom Magaziner zum Millionär gebracht, allerdings, das muß auch gesagt sein, mit viel Arbeit und Sparsamkeit, aber gewiß immerhin ein famoses Ergebnis. Heute gehts nicht mehr so glänzend, die Konkurrenz ist auch da eine große wie beim Wirten. Viele, wenn sie nichts mehr anderes anzufangen wußten, fingen an zu „händelen“. Wenn alle, die sich dem Handel zuwandten, gelebt haben, ja noch Profit machen wollten, so konnte dies nur dadurch geschehen, daß sie teuer verkauften, oder dann schlechte oder gefälschte Ware um gutes Geld lieferten. Das Letztere findet nur zu häufig statt. Was wird heute nicht alles gefälscht in Genuß- und Lebensmitteln auf oft plumpe, gar oft aber auch in raffinierter Weise. Und was wird nicht alles ins Werk gesetzt, um verkaufen zu können! Vergegenwärtigen wir uns einmal den ganzen gewaltigen Schwindel des Reklamewesens, wo einer dem andern den Rang abzulaufen sucht. Wie viele Millionen verschlingt dieses! Stellen wir uns dazu das Heer von über 16,000 Geschäftsreisenden vor, welche die Schweiz überschwemmen und die das kaufende Publikum mit wenigstens 40 Millionen Franken honoriert; rechnen wir ferner die oft unsinnigen Mietzinse für Laden und Magazine hinzu, abgesehen von einer Reihe von Kniffen und Börsenmanövern, von denen der Nichtkaufmann nichts versteht und welche ebenfalls die Produkte verteuern helfen und bedenken wir, daß alles das bezahlt sein muß — und von wem anders als vom Konsumenten —, so wundert es einen nicht, wenn einsichtige Männer hier Wandel zu schaffen suchten, indem sie alle diese verteuernenden Faktoren auszuschalten trachteten. Der Verkehr zwischen Produzent und Konsument sollte wieder so viel als möglich ein direkter werden. Gewinn soll keiner gemacht, einfach die Arbeit

bezahlt und dazu nur gute Ware geliefert werden. Auf dieser Basis arbeiten die heutigen Konsumvereine oder Konsumgenossenschaften, welche sich zu einem einzigen großen Genossenschaftsverband vereinigt haben. Dieser Verband, welcher die ganze Schweiz umfaßt, zählt nach den letzten Jahresberichten, inklusive dem Verband der ostschweizerischen landwirtschaftlichen Genossenschaften, auf den ich später noch zu sprechen komme, gegen 400 einzelne Genossenschaften mit zirka 151,000 Mitgliedern. Im Jahre 1905 belief sich die Summe der Bezüge in allen Konsumgenossenschaften auf nahezu 60 Millionen Franken. Den Konsumenten wurden 4,131,498 Fr. rückvergütet, trotzdem die Preise durchweg niedriger angesetzt sind, als bei Privatgeschäften. Diese große Summe wurde also erspart und konnte in Ersparnissen angelegt, oder für bessere Lebenshaltung verwendet werden. Aber nicht nur die Mitglieder der Konsumvereine haben einen Vorteil, nein, auch weitere unbeteiligte Kreise. Infolge Reduzierung der Warenpreise durch die Konsumgenossenschaften waren die übrigen Händler gezwungen, ihre Preise ebenfalls herunterzusetzen. Was das heißen will, sehen wir am besten an einem Beispiel. Als der Verband ostschweiz. landw. Genossenschaften den Verkauf von Düngemitteln an die Hand nahm, hatte das einen Preisrückgang dieses Artikels von 2—4 Fr. per Doppelzentner in der ganzen Schweiz zur Folge.

Daß billige Lebensmittel, überhaupt billige Lebenshaltung, viel eher geeignet sind, die soziale Lebensstellung der ärmeren Klasse zu heben, als bloß hohe Löhne, habe ich bereits erwähnt. — Mit der Erstarkung der Konsumvereine steckten diese ihre Ziele weiter und werden dieselben, bleiben sie ihrem Grundsatz stets treu, noch weiter stecken. Der Anfang ist gemacht, indem einige der größern Genossenschaften bereits genossenschaftliche Bäckereien eingerichtet haben. Basel besitzt eine Konsummetzgerei, die, nach Mitteilungen von Dr. Hans Müller, Sekretär des Genossenschaftsverbandes, einen Jahresumsatz von beinahe vier Millionen Franken aufweist. Um reell bedienen zu können, hat der Verband eine eigene Kontrollstelle unter der Leitung eines Fachmannes ins Leben gerufen, wo alles Verdächtige geprüft wird.

Dieselbe Bedeutung, wie die Konsumgenossenschaften für die Arbeiter, haben die landwirtschaftlichen Genossenschaften für die Landwirtschaft. — Mit dem Steigen der Löhne, hervorgerufen durch die Abgabe von Arbeitskräften in die Fabriken, wurden die Arbeiter auf dem Lande rar. Durch die bessern Verkehrsverhältnisse wurden die landwirtschaftlichen Produkte, vor allem das Getreide so billig, daß der Getreidebau nicht mehr rentierte. Dies, verbunden mit der Bodenverschuldung, — herrührend von der durch die Industrie bedingten Geldwirtschaft, welche eine Steigung des Zinsfußes zur Folge hatte, — führten eine große Umwälzung in der Landwirtschaft herbei, nämlich den Übergang vom Getreidebau zur Milchwirtschaft. Um bestehen zu können, war der Bauer gezwungen, das alte System der Selbsthilfe zu verlassen. Alles mußte intensiver betrieben, die menschliche Arbeitskraft auch hier durch die Maschine ersetzt werden. Aber woher die nötigen Mittel nehmen? Was der Einzelne nicht imstande war, vermochten mehrere zusammen und sobald diese Erkenntnis sich Bahn gebrochen, war auch das Samenkorn gelegt, das sich unter sachkundiger Pflege schnell entwickelte. Was für einen Einfluß der Verband landwirtschaftlicher Genossenschaften ausübt, haben wir bereits gehört. Landwirtschaftliche Maschinen, Geräte, überhaupt Eisenwaren liefert derselbe 35—130 % billiger als Privatgeschäfte. — Sein Verdienst besteht aber nicht bloß in der Verbilligung der bäuerlichen Bedürfnisse, sondern auch darin, daß er den Verkauf von landwirtschaftlichen Produkten organisiert und leitet, ja selber zum Käufer derselben wird und so einer Abgabe zu Schleuderpreisen vorbeugt.

Daß durch die Konsum- und landwirtschaftlichen Genossenschaften wieder manchem weh getan wurde, ist ja selbstverständlich. Wenn man aber bedenkt, was für einen Faktor diese Genossenschaften bei der Verbesserung der sozialen Zustände ausmachen, wenn man ferner daneben hält, daß die Verbrechen gegen Eigentum und Personen in engem Zusammenhang stehen mit der Höhe der Lebensmittelpreise, wie Dr. Albert Meyer für den Kanton Zürich gezeigt hat, so begrüßen wir das Neue und weinen dem Alten keine Träne nach.

Ist auf diese Weise ein vielverheißender Anfang gemacht zur Erreichung billiger Lebensmittel, Kleider etc., so ist es noch eine Aufgabe der Zukunft, für billigere Wohnungen, dem zweiten Faktor, der die Lebenshaltung des Armen wesentlich erleichtert, zu sorgen. Hier werden in erster Linie die staatlichen Gemeinwesen berufen sein, Hand ans Werk zu legen, ist dies doch um so eher gerechtfertigt, weil kein allzu großes Risiko dabei ist. Sobald eine Gemeinde Wohnungen zu einem billigen Mietzins überlassen kann, ist gleichsam ein Regulator geschaffen, der die übrigen Mietpreise regelt und modifiziert. —

Eine bemühende Erscheinung in unserem wirtschaftlichen Leben ist die Arbeitslosigkeit und zwar vor allem die unverschuldete Arbeitslosigkeit. Die Folge der sozusagen periodisch wiederkehrenden Krisen im Geschäftsgang sind die Arbeitseinstellungen, was für viele Arbeiter Arbeitslosigkeit und daran sich heftenden Mangel und Not zur Folge hat. Es ist schon viel versucht und viel getan worden, um diesem Übel erfolgreich begegnen zu können, aber nur mit bescheidenen Erfolgen. Die Frage der Versicherung gegen Arbeitslosigkeit hat schon viel zu reden gegeben, aber da die zunächst Beteiligten, die Arbeiter selber, in der Großzahl diese Art der Versicherung gar nicht begehren — weil die Arbeitslosen nur einen geringen Prozentsatz der gesamten Arbeiterschaft ausmachen — und praktische Versuche, die bereits gemacht worden, gescheitert sind, so wird, wenigstens für die nächste Zeit, eine andere Lösung der Frage gesucht werden müssen. Die rationellste Lösung ist jedenfalls die, wenn für passende Arbeitsgelegenheit gesorgt werden kann; denn nur so wird dem Almosencharakter der Hülfe, die solchen Arbeitslosen geleistet werden muß, vorgebeugt werden können. Zu dem Zweck sind auch bereits Arbeitsvermittlungsämtler errichtet worden, die ihre guten Dienste leisten. Soll etwas Tüchtiges geschaffen werden, so müssen diese Ämter die ganze Schweiz umfassen und von einer Zentralstelle aus geregelt werden. Das weit ausgedehnte Netz der sogenannten Verpflegungsstationen kann hier mit einbezogen werden. — Was diese letzteren anbetrifft, so haben sie gewiß ihre große soziale Bedeutung, indem dadurch dem Hausbettel und Vagabundenleben ein Riegel gestossen wurde. Laut Statistik

hat die Frequenz dieser Stationen in den letzten Jahren stetig abgenommen. Eine Frage möchte ich mir hier aber doch erlauben: Ist mit diesen Verpflegungsstationen nicht eine große Summe von persönlicher, werktätiger Nächstenliebe und damit verbundener Dankbarkeit aus der Welt geschafft worden und hat nicht der Hang zur Bequemlichkeit diese Institutionen schaffen helfen, ganz ähnlich, wie viele Handwerker aus Bequemlichkeit keine Lehrlinge, von Arbeitern nicht zu reden, mehr in Kost und Logis nehmen wollen und so dem Proletariat Vorschub leisten, wie man es nicht besser kann? — In die gleiche Kategorie gehört die Dienstbotenfrage. Rührt diese vielleicht nicht auch zum Teil davon her, daß die Dienstboten vielfach aus der Familie, d. h. aus dem heimeligen Familienleben hinausgedrängt worden sind?

Daß die Frauen-Fabrikarbeit mit der bestimmt festgesetzten Arbeitszeit, dem freien Sonntag, und der schon erwähnten Abneigung gegen häusliche Arbeit als Hauptursache der Dienstbotenfrage bezeichnet werden muß, braucht meines Erachtens nicht besonders betont zu werden.

Um nochmals kurz auf die Lehrlinge zurückzukommen, wäre es nicht überaus wünschenswert, wenn sich z. B. die Schweizerische gemeinnützige Gesellschaft ihrer annehmen und mit Hülfe von Bund und Kantonen gutgeleitete Lehrlingsheime ins Leben rufen würde, damit es auch weniger bemittelten, jungen Leuten möglich wäre, ein tüchtiges Handwerk zu erlernen? Es existieren wohl einige solcher Heime, aber erstlich viel zu wenig und meiner Ansicht nach nicht zweckentsprechend. Ich bin überzeugt, das wäre eine dankbare und eine soziale Aufgabe, deren Lösung gewiß auch von manchem von uns freudig begrüßt würde. —

Die Berichte der eidgen. Fabrikinspektoren sind nach einem bestimmt festgelegten Schema geordnet. Das letzte Kapitel führt den Titel „Wohlfahrtseinrichtungen“. Ich möchte den Schluß meiner Arbeit ebenfalls unter diese Aufschrift gruppieren.

Je größere Kreise solche Wohlfahrtseinrichtungen umfassen, desto segensreicher wirken sie selbstverständlich und es ist daher immer zu begrüßen, wenn soziale Probleme auf eidgen. Boden gelöst werden können. Das eidgenössische

Fabrikgesetz war und ist ja heute noch von grundlegender Bedeutung, wenngleich einige Bestimmungen desselben — ich erinnere nur an die Arbeitszeit — zum Teil schon wieder überholt sind und wohl in Bälde einer Revision rufen werden, bei welcher jedenfalls die Artikel, welche die Frauen- und Kinderarbeit betreffen, besonders berücksichtigt werden sollten. Das eidgen. Haftpflichtgesetz mit der damit in Verbindung stehenden Unfallversicherung hat viel unverschuldete Not lindern helfen und wir wollen hoffen, daß bald ein drittes, ein eidgen. Unfall- und Krankenversicherungsgesetz den beiden genannten sich anschließen werde. Die Arbeiten dazu sind im Gang. — Bei dem Gedanken an das zu schaffende neue Gesetz wird man unwillkürlich an die Krankenkassen erinnert, die wie ein Netz sich über die ganze Schweiz verteilen und ungemein segensreich wirken, wo sie richtig organisiert sind. Welche Bedeutung dieses Kassenwesen hat, mag folgendes Beispiel aus dem Kanton Glarus zeigen. Im Jahre 1900 betrug das Vermögen sämtlicher glarnerischen Kranken- und Alterskassen 2,827,396 Fr., wozu die Herren Fabrikanten und wohlthätige Private 1,182,412 Fr. beisteuerten. Die in demselben Jahre ausbezahlten Unterstützungen erreichten die Summe von 169,093 Fr., bei einer Mitgliederzahl von 12,066 Personen. Es sind diese Zahlen gewiß ein ehrendes Zeugnis sowohl für den Wohltätigkeitssinn der besitzenden, als für den Spar- und Solidaritätssinn der arbeitenden Klasse der Bevölkerung.

Daß das Schweizervolk von jeher ein Verständnis für die sozialen Bedürfnisse gehabt hat und heute noch in reichem Maße besitzt, dafür zeugt der reiche Kranz von wohltätigen Anstalten aller Art, die den mannigfachsten Bedürfnissen Rechnung tragen. Ich will darüber keine weiteren Worte verlieren, diese Anstalten sind Ihnen allen genugsam bekannt. —

Die freiwilligen Armenpflegen, oft da, um die eigentlichen Armenpflegen an ihre Pflicht zu mahnen, dürfen nicht unerwähnt bleiben in diesem Kapitel. Es wäre nur zu wünschen, daß in genannten Behörden mehr einheitlich gearbeitet würde. Mit denselben Mitteln könnte dann oft besser und gründlicher geholfen werden.

Anschließend möchte ich noch einiger Institutionen gedenken, die mehr das geistige Wohl der Bevölkerung im Auge haben und dabei zugleich noch an eine wunde Stelle in unserem Volksleben rühren. Die Vereine für Verbreitung guter Schriften und Bekämpfung schlechter Literatur und unsittlicher Bilder kämpfen einen Kampf, der eigentlich eines auf Bildung Anspruch machenden Volkes unwürdig ist. Wie viel von verwerflicher Literatur existiert, wissen die Freunde der Jugend in großen Städten wohl am ehesten. Herr Pfarrer Probst in Basel, ein Kenner jedenfalls dieser bedenklichen Verhältnisse, äußerte sich anlässlich eines Vortrages in Glarus dahin, es wäre wohl ein Leichtes, in einer der großen Städte, wie Zürich und Basel, für über 500,000 Fr. solcher Schmutzliteratur zusammenzubringen und könnte man diese auch auf einen Haufen werfen und verbrennen, wie seinerzeit die Zauberer in Ephesus ihre Bücher, welche Wohltat. — Der Inseratenteil der Presse ist vielfach auch nicht dazu angetan, hier Besserung hoffen zu lassen. Jeder Vater sollte es als heilige Pflicht erachten, hier helfend mitzuwirken; er erweist dadurch der Jugend, und damit auch seinen eigenen Kindern eine Wohltat, die nicht hoch genug anzuschlagen ist.

Große Verdienste um das allgemeine Volkswohl erwerben sich alle diejenigen Vereine, welche gegen den Alkohol zu Felde ziehen, wie Blaukreuz, Guttempler, Alkoholgegnerbund. Besonders erfreulich in dieser Beziehung sind vor allem die Enthaltensamkeits- und Mäßigkeitsvereine unter den Studierenden, unter der jungen Generation; hier ist der Hebel am rechten Ort angesetzt. —

Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch besonders auf eine Gesellschaft aufmerksam machen, die auch Trägerin der Abstinenzidee ist, auf die früher viel geschmähte Heilsarmee, die, wenn von den heutigen sozialen Verhältnissen gesprochen wird, schlechterdings nicht unerwähnt bleiben darf. Ist es Zufall oder göttliche Führung, daß gerade in der Zeit, wo eine Partei sich mit allem Pathos von Gott und Christus zu emanzipieren sucht, eine andere auf den Plan tritt und laut und freudig sich zu Jenen bekennt? Wenn die Art und Weise, wie dies geschieht, auch nicht nach jedermanns Geschmack ist, so verdient die Heilsarmee nichtsdestoweniger unsere Hochachtung. — Du, der du dich

Christ nennst und über sie zu Gericht sitztest oft in ganz unchristlicher Weise, hast du den Mut, für deinen Heiland überall und jederzeit einzustehen, wie es jeder schlichte Heilsarmeesoldat tut? Und wenn du von ihren Nachherbergen, Werkstätten, Landkolonien, Rettungsheimen für gefallene Mädchen und entlassene Sträflinge hörst, diesen Anstalten, für die Ärmsten errichtet, und die selbst in der Schweiz als eine Wohltat empfunden werden, hast du dann noch den Mut, anders als mit Achtung von ihr zu reden? Ihre schwerste, ihre segensreichste Arbeit verrichtet sie zudem nicht bei uns, dazu bieten die Weltstädte Gelegenheit in reichem Maße. Das sind Sozialisten, die wohl eher die Welt erobern als die andern, die ungleich mehr von sich reden machen; denn sie säen Liebe, jene Haß. —

Einen Ehrenplatz unter allen Vereinen verdienen die Vereine für Mäßigkeit und Volkswohl, deren Zweck der Betrieb von alkoholfreien Wirtschaften ist. Hochherzige Frauen sind die Gründer und Leiter derselben. Frauen waren am ehesten berufen dazu; denn besser wie sie kennt wohl niemand die Folgen unseres Wirtshauszeitalters. Daß sie einem Bedürfnis entgegengekommen sind mit ihren alkoholfreien Anstalten, welche eigentliche Volkshäuser geworden sind, beweist deren Frequenz. — Ein weiterer Verein, von Frauen gegründet und geleitet, der sozusagen die ganze Erde umspannt und schon unendlich viel Gutes gestiftet hat, ist der Verein der Freundinnen junger Mädchen. Schon manche Tochter ist durch diesen bewahrt worden vor einer Sorte von Menschen allerbedenklichster Art, den modernen Sklavenhändlern.

Haben die letztern Vereine mehr die Tendenz, sozialen Mißständen vorzubeugen, so sind eine Reihe anderer, welche bereits Schiffbruch gelittenen Existenzen wieder emporhelfen, sie wieder als gebesserte Glieder in die menschliche Gesellschaft einführen wollen. Hieher gehören die von verschiedenen Vereinen ins Leben gerufenen Heime und Asyle für Trinker, gefallene Mädchen, entlassene Sträflinge und andere. — Ich würde nicht zu Ende kommen, wollte ich alle die Vereine, Anstalten, Institutionen, mehr öffentlicher oder mehr privater Natur nennen, die mitarbeiten an der sozialen Besserstellung unseres Volkes. — Zum Schlusse erwähne noch die Ferienheime und Ferien-

kolonien, die schon für tausende von armen, schwächlichen Schulkindern zum Segen geworden sind und immer weitere Ausdehnung erlangen. — Es gehören hierher vor allem auch die Koch- und Haushaltungsschulen und verwandte Bestrebungen. Doch, es soll genügen. —

Ein hocheufreuliches Zeichen ist es, daß sich immer Männer und Frauen finden, denen das Wohl des Volkes am Herzen liegt und all' ihre Kraft einsetzen, wenn es gilt, sozialen Schäden zu wehren. Und ein gutes Zeichen für unser Volk ist es immer, daß es den von solchen Pionieren gezeigten Weg beachtet und auch zu gehen gewillt ist. Viel ist bis jetzt getan worden, viel bleibt noch zu tun übrig; denn mit der weiteren Entwicklung kommen immer wieder neue Aufgaben. Halten wir die Augen offen, beachten wir wohl die Zeichen der Zeit und helfen wir vor allem aus mit, mit Wort und Tat, wo es gilt, den Armen zu helfen. Und wenn in gewissen Kreisen durch eine Reihe von Hetzaposteln unsere christliche Religion und damit in Verbindung stehende Institutionen lächerlich zu machen gesucht werden, soll uns das nicht allzu stark befremden. Ich bin überzeugt, die Mehrzahl der Arbeiter steht in der Beziehung auf höherer Warte als ihre Führer, deren ungemessenem Ehrgeiz es gar nichts macht, den lieben Gott abzusetzen; das haben andere vor ihnen auch schon getan. Wenn wir, gerade durch ein solches Gebahren, ein wenig aus unserem christlichen Schlendrian aufgerüttelt werden und wir uns des Wortes: „Was ihr einem der Geringsten tut, das tut ihr mir“, wieder ein wenig besser erinnern, so schadet es auch nichts. — Wir alle hier haben noch unsere spezielle Aufgabe, und diese besteht meiner Ansicht nach vor allem aus mehr denn je darin, unsere Kinder zur Gottesfurcht, zur Dankbarkeit und zur Pflichttreue anzuhalten. Diese drei tun vor allem not. Keine Gottesfurcht, darum so viel Hochmut und Eigendünkel, keine Dankbarkeit, man will heutzutage für alles ein Recht haben, keine Pflichttreue, darum so viel Unzufriedenheit. Wir für uns persönlich, bleiben wir auch in Zukunft der Devise unseres Vereines treu: „Bete und arbeite“.
